№ 13 Neue Gartenlaube. 1898

Beilage zum „Danziger Courier“.

Zwischen Leben und Tod.

Von Cordelia.

Aus dem Italienischen übersetzt von H. Sa!ersky.

(Schluß.) [13]

Gilda hatte bereits ihren Plan fest ins Auge gefaßt und schien versichert zu sein, daß sie auch diesmal ihr Ziel würde erreichen können. Nur wollte es ihr erscheinen, als ob die Gräfin ein wenig zu zähe auf dem Posten verharrte, und manchmal konnte sie die Ungeduld, welche in ihr waltete, die Gräfin sterben zu sehen, kaum verborgen halten. Wenn sie die Nachricht von dem Tode irgend einer Bekannten erhielt, konnte sie nicht unterlassen auszurufen:

„Wie ungerecht es doch in dieser Welt zugeht! Die arme Gräfin Giulia ist nur hier, um zu leiden und denen, welche sie umgeben, Kummer zu verursachen und hält noch immer stand, während die Signora P., die noch vor wenigen Tagen frisch und munter gewesen, so schnell von hinnen gegangen ist — wie gesagt, an gewisse Dinge darf man gar nicht denken.“

In dem Kopf des Grafen tauchten vielleicht oft die nämlichen Gedanken auf, aber er drängte sie als sündhaft zurück und hatte Gewissensbisse darüber.

Inzwischen war der Winter herangekommen und hatte die gewohnte Menge von Festlichkeiten, Theater und ähnlichen Zerstreuungen mitgebracht.

Gilda war ein wenig überdrüssig geworden, einen großen Teil des Tages in dem geschlossenen Zimmer einer Kranken zuzubringen, um so mehr, da sich die Sache länger hinausgeschoben, als sie von Anfang an vermutet hatte und sie fühlte das Bedürfnis, von neuem in den Kreisen der großen Gesellschaft zu erscheinen. Daher wurde sie im Hause Silvani seltener, um so mehr, als sie dem Grafen bei Festlichkeiten und im Theater begegnen konnte, denn die Gräfin wollte ihn nicht allzusehr gefesselt wissen und ermahnte ihn, hin und wieder auszugehen, um sich zu zerstreuen. Was Giulia anbelangt, so hatte sie, wenn sie sich auch des Vergnügens erfreute, Gilda seltener zu sehen, den Schmerz, zu wissen, daß ihr Gemahl sie in Theatern und auf Bällen antraf, was ihre Leiden stets aufs neue hervorrief.



Die Harfenfichte bei Bad Oppelsdorf.

Hier, mit ihren schmerzensvollen Gliedern auf ihrem Lager ausgestreckt, sah sie im Geist ihre Nebenbuhlerin frisch wie eine Blume, schöner, in reiche Stoffe gehüllt, mit Gemmen geschmückt, wie ein Schmetterling von Fest zu Fest flatternd, und ihren Gemahl unermüdlich, sie zu bewundern, immer sich in ihrer Nähe befindend. Dann erschienen sie ihr, wie sie von den Reizen des Tanzes bezaubert, nur an das Glück dachten, sich vereint zu wissen — allein, fern von ihren Blicken — und bei jenem Gedanken erlitt die Aermste grausamere Qualen als diejenigen waren, welche sie durch die sie unausgesetzt peinigenden Schmerzen erdulden mußte.

Wie oft, wenn sie der Gedanke an die Tochter nicht zurückgehalten hätte, würde sie die Dosis eines der vielen Gifte, welche sich in ihrer Nähe befanden, um ihre Schmerzen zu lindern, vergrößert haben. Wie oft war sie auf dem Punkt gewesen, die Dosis Morphium oder Arsenik zu verdoppeln, um für immer zu schlafen und nicht mehr zu leiden, aber sie dachte an das Schicksal ihrer Lina und liebte wieder das Leben, um für diese zu leben.

„So lange ich noch auf der Welt bin, soll er nicht in ihre Hände gelangen,“ dachte sie; „ich weiß es, daß sie zufrieden wäre, mich tot zu sehen, wenn sie hierherkommen könnte, mich zu vergiften und meinen Gatten zu heiraten, wäre sie ganz glücklich — aber ich will leben, ihr zum Trotz und meiner Tochter zu Liebe. Und sie faßte gewissenhaft den Vorsatz, allen Vorschriften des Arztes zu gehorchen und alles mögliche zu thun, ihr Leben zu verlängern.

Seitdem sich der Graf wieder den rauschenden Vergnügungen überlassen hatte, war er immer getrübter Laune, ein Nichts genügte, ihn aufbrausen zu lassen und wegen der geringsten Kleinigkeit konnte er zur Wut gereizt werden.

Sobald ihn die Tochter mit wolkenvoller Stirn zu Hause ankommen sah, eilte sie, sich im Schoß der Mutter zu verbergen und sagte: „Wenn Du sehen könntest, eine wie saure Miene der Papa heut zeigt! Ich rede gewiß nicht mit ihm — ich habe Furcht vor ihm!"

Und die Gräfin, ohne die Ursache davon zu wissen, war vollkommen zufrieden in dem Gefühl, daß ihr Gemahl bei trüber Stimmung sei.

Notwendigerweise mußte der Graf irgend einem trüben Gedanken nachhängen und niemand anders als Signora Gilda konnte die Urheberin desselben sein. In der That ließ er seinen Unmut an allen aus, sobald irgend etwas nicht nach seinem Sinn war, als ob alle an seiner schlechten Laune schuld wären; da war die Mahlzeit nicht gut zubereitet, der Koch wurde gescholten, das Kind garstig genannt, und wenn er nicht Mitleid mit der kranken Frau gehabt hätte, würde er auch dieser gezürnt haben.

Giulia war begierig, die wahre Ursache jener Uebellaunigkeit zu erfahren, und da er in solchen Zeiten wenig geneigt war, offene Geständnisse abzulegen, so stellte sie den Versuch an, außerhalb Nachforschungen anstellen zu lassen.

Sie fuhr fort, mitleidige und aufrichtige Freundinnen, die von Zeit zu Zeit ihre Besuche anmeldeten, aufzunehmen und diese brachten ihr die Neuigkeiten, die man sich in der Stadt erzählte. Auf diese Weise erfuhr sie auch, daß Signora Gilda immer einen ganzen Schwarm von Verehrern bei den Bällen nach sich zöge, daß sie dem einen zulächelte, mit dem andern scherzte — alle aber zum Narren hielt, daß man glaube, ihre Witwenschaft sei beendet, um so mehr, als sich auch ein gewisser Professor unter ihren Bewunderern befinde, der in ihre Schönheit aufrichtig verliebt sei.

Die Gräfin war über diese Gerüchte außerordentlich erfreut, erklärte sich die üble Laune ihres Gatten und lebte der geheimen Hoffnung, daß Gilda sich entschließen würde, demnächst den Witwenschleier abzulegen und sie so von der Last befreite, die auf ihr ruhte, sowie von der Angst um das Schicksal ihrer geliebten Tochter.

Wenn sie doch, wie sie es so innig wünschte, die Verbindung Gildas mit dem Professor selbst hätte bewerkstelligen können!

Obgleich Signora Gilda von dem unruhigen Leben, das sie jetzt führte, sehr in Anspruch genommen war, ließ sie sich doch noch von Zeit zu Zeit im Hause Silvani sehen.

Einstmals hatte sie sich der Gräfin anvertraut und ihr die Mitteilung gemacht, daß ihr ein Heiratsantrag gestellt worden wäre, sie aber denselben sofort zurückgewiesen hätte, da es ihr wie ein Unrecht gegen ihren verstorbenen Gemahl erschien, aufs neue in ein Ehebündnis zu treten. —

Giulia indessen erteilte ihr den Rat, demselben Gehör zu geben, da sie bei ihrer Jugend doch gewiß nicht Witwe für ihr ganzes Leben lang bleiben könne und es besser wäre, sich eine gute Gelegenheit nicht entgehen zu lassen.

„Sieh," antwortete Gilda, „es ist wahr, ich befinde mich nicht nach Wunsch, ich bin unglücklich; mein Herz bedarf der Liebe, ich muß irgend eine teure Person um mich haben. Du wirst es nicht verstehen, aber glaube mir, so schwach und leidend Du auch seit langer Zeit schon bist, ich möchte meinen Zustand mit dem Deinigen vertauschen. — Einen Gatten haben, den man liebt, ein Kind, welches man anbetet, sind große Güter, deren Wert man nur zu schätzen vermag, wenn man sie nicht besitzt."

„Nun gut, entscheide Dich, es hängt ja nur von Dir ab."

„Aber ein Unrecht gegen meinen ersten Gemahl zu thun — und dann, um Dir die Wahrheit zu sagen, habe ich noch nicht mein Ideal gefunden."

Die Gräfin wußte, welches Ideal Gilda im Sinn hatte und gab ihr sofort zu verstehen, daß Ideale für junge Mädchen von sechzehn Jahren vorhanden seien, und daß man in ihrem Alter nach einem vernünftigen Mann trachten müsse, der sie glücklich machen könne.

Im großen und ganzen berührte sie Gildas Benehmen an jenem Tage weniger unangenehm, und sie hatte daher wie zu einer Freundin mit ihr gesprochen, was sie nie vorher gethan hatte.

Signora Gilda wußte jedoch nicht, welche Entscheidung sie treffen sollte. Sie sah ihre Pläne vereitelt und das verursachte ihr Sorgen. Sie würde niemals geglaubt haben, daß ihre Freundin, wie sie dieselbe nannte, krank, wie sie war, sich so lange Zeit hinhalten könnte, im Gegenteil schien es ihr, als ob sie ihr gleichsam zum Trotz jeden Tag an Kräften zunähme. Sie fühlte sich nicht geneigt, ewig Witwe bleiben zu wollen, und fürchtete, daß wenn sich dieser Zustand in die Länge ziehen würde, sie schließlich mit leeren Händen ausginge. Sie war daher sehr unentschieden. Der Professor, es ist wahr, konnte mit dem Grafen nicht in Vergleich gezogen werden, er war nicht reich, gehörte nicht dem hohen Adel an, aber er war ein Mann von Geist und könnte er nicht eines schönen Tages zum Deputierten oder Minister ernannt werden? — um so mehr, wenn sie ihm mit dem Einfluß, den sie zu haben glaubte, beigestanden hätte. — So war also diese Partie doch nicht zu verachten. Inzwischen, ehe sie eine Entscheidung traf, schenkte sie teilweise den freundlichen Worten des Grafen Gehör, mitunter war sie ganz Liebenswürdigkeit dem Professor gegenüber und so brachte sie ihre Zeit hin.

Der Graf empfand etwas wie Kränkung, als er die Bemerkung machte, daß Gilda, welche anfangs nur Vergnügen an seiner Unterhaltung zu haben schien und die er für ernst und aufrichtig hielt, nun wie eine Wetterfahne jedem Luftzug folgte und er fand sie launenhaft und vergnügungssüchtig.

Eines Tages sagte er zur Gräfin:

„Deine Freundin Gilda gefällt mir durchaus nicht; sie ist ja ein wahrer Schmetterling!"

„Habe ich Dir nicht immer gesagt, daß sie zu heucheln versteht," antwortete hocherfreut die Gräfin, „ich habe sie niemals leiden mögen!"

„Ihr Frauen seid darin alle gleich, so lange Ihr nicht einen Gatten oder Vater zur Seite habt, der es versteht, Euch zu lenken."

„Bis auf die Ausnahmen," antwortete die Gräfin, welche immer noch nicht sicher war; denn sie bemerkte, daß ihr Gemahl, trotz der Meinung, die er von Gilda hatte, fortfuhr, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihr wieder beizustehen.

Indessen sei es nun, daß sie im Gemüt etwas beruhigter war, sei es, daß die Heilmittel ihre Wirkung thaten, so viel steht fest, daß sich ihre Gesundheit in den letzten Tagen bedeutend gebessert hatte.

Wenn sie auch noch nicht die Kraft wiedererlangt hatte, aufrecht zu stehen, so konnte sie doch ganze Stunden sitzend verbleiben. Sie nahm auch wieder an den Mahlzeiten von Gatten und Tochter teil und empfing ihre Besuche im Salon.

Es schien, als ob ein Wunder geschehen sei. Der Graf glaubte schon, sie wieder frisch und blühend zu sehen, wie in den ersten Tagen ihrer Verheiratung. „Es ist besser so," dachte er, „wenn sie nicht mehr da wäre, wer weiß, welche Dummheit ich begangen hätte."

Das Töchterchen war ganz glücklich, seine Mutter wieder außer dem Bett zu sehen und fragte bereits, wenn sie mit ihr ausgehen würde aufs Feld und auf die Wiesen hinaus.

Sie sprachen davon, aufs Land zu gehen und die Gräfin begann bereits in ihrem bequemen Wagen durch die Stadt zu fahren.

Wie oft in solchen Fällen zu geschehen pflegt, so fingen diejenigen, welche sie so häufig tot gesagt hatten, an, das Gerücht zu verbreiten, daß sie vollständig geheilt sei und statteten schon ihre Glückwunschbesuche ab.

Auch Gilda besuchte sie hin und wieder und dadurch, daß sie sich heiter zeigte, konnte sie den Aerger verbergen, welcher in ihr kochte.

„Aber, teuerste Giulia, wer hätte das jemals gedacht. Und wie ist dieses Wunder geschehen?"

„Was willst Du?" antwortete Giulia, „die Aerzte wissen nichts, sie glaubten, daß meine Krankheit aus dem Rückenmark stamme, während sie nur von den Nerven herrührt."

Indessen wußte sie, trotz der scheinbaren Besserung, wohl, daß die Krankheit innerlich weiter fortschritt, aber es lag ihr daran, in der Oeffentlichkeit als genesen zu gelten, und ihr Plan war gelungen.

Eines Tages erklärte ihr Gilda, daß sie sich entschieden habe, den Professor zum Gemahl zu nehmen, er wäre so sehr in sie verliebt, daß sie Mitleid mit ihm fühle und zudem sei sie auch des einsamen Lebens völlig müde.

Als Giulia diese Mitteilung erfuhr, war sie so glücklich, daß sie vor Freude weinte.

Der Graf indessen wurde nervös, reizbar und alle im Hause zitterten vor ihm. Um ein Nichts schalt er die Diener und brachte Lina zum Weinen, aber seiner Gemahlin die gute Laune zu nehmen, konnte ihm nicht gelingen.

„Nun war sie doch sicher, daß ihre Lina nicht in Gildas Hände käme." Das war der Gedanke, der sie heiter stimmte. Sie verstand indessen den Aerger des Gatten, und suchte ihn womöglich zu zerstreuen und zu versöhnen. Sie sprach mit ihm von den Reisen, die sie unternehmen wollten, von ihrer bevorstehenden Genesung und suchte ihn an den Gedanken über die Zukunft ihrer Tochter zu interessieren.

Er erkannte allmählich die tiefschmerzende Wunde, welche er dem Herzen seiner armen Gattin geschlagen hatte und empfand Reue darüber, sie und seine Tochter fast ganz vernachlässigt zu haben, während er einem Wesen gehuldigt hatte, die weder seine Neigung, noch seine Achtung verdiente. Aber jene war so schön, daß er bei dem Gedanken, daß sie einen Pedanten von Professor, wie er sich ausdrückte, heiraten sollte, eine Aufwallung von Wut nicht unterdrücken und nicht so leicht seine Ruhe wieder erlangen konnte.

Der Zustand der Gräfin hatte sich wieder zum Schlimmeren gewendet, aber sie kämpfte mit aller Kraft dagegen an.

Eines Tages war sie leidender, als gewöhnlich und man zeigte ihr an, daß im Nebenhause großer Jubel sei, es war der Tag, an welchem Gildas Hochzeit gefeiert werden sollte.

Sie zeigte die größte Teilnahme für jene Feier und ließ sich fortwährend Mitteilungen über dieselbe machen.

„Mama," sagte Lina, „eine lange Reihe von Wagen, die gar kein Ende nimmt, steht vor der Thür."

„Signora," überbrachte das Kammermädchen, „ich habe die Braut gesehen, sie trägt ein himmelblaues Kleid; jetzt sind alle auf das Municipium (Rathaus) gegangen."

Später brachte ihr ein Brief die Mitteilung, daß die Hochzeit von Signora Gilda mit dem Herrn Professor stattgefunden habe. Bei dieser Nachricht empfand sie eine so hohe Freude, daß es ihr für einen Augenblick schien, als habe sie ihre Gesundheit wiedererlangt; sie nahm ihre Lina in die Arme und hielt sie eng an sich gedrückt, als ob sie dieselbe wiedergefunden hätte, nachdem sie auf dem Punkt gewesen war, sie zu verlieren.

„Wie freue ich mich," sagte das Kind, „daß sich Signora Gilda verheiratet hat."

„Und warum, mein Engel?"

„Weil sie uns dann nicht mehr besuchen wird und mich mit ihren Küssen nicht mehr quälen wird."

Der Graf war von nun an gleichgiltig, nur machte er sich hin und wieder Luft, indem er, wenn sich die Gelegenheit bot, wenig günstig von den Frauen sprach: „Alle," pflegte er zu sagen, „sind flatterhaft und selbstsüchtig."

Wenige Tage nach jenen Vorgängen, in einer Nacht trat eine so starke Krisis ein.

Am Tage darauf sagte sie zum Grafen: „Ich fühle, daß meine letzte Stunde nahe ist.

„Ich bin gefaßt zu sterben, ich habe so viel gelitten; nur empfehle ich Dir unsre Lina, ich bitte Dich, sie Cäcilie anzuvertrauen. Sie kennt sie vom Tage der Geburt an und hat mir während meiner langen Krankheit mit soviel Geduld beigestanden! Du versprichst es mir, nicht wahr? Du wirst vielleicht eine andre heiraten. Es ist nur zu gerecht, daß Dir noch bessere Tage beschieden werden, aber ich bitte Dich, unser armes Kind niemand anderm, als Cäcilie anzuvertrauen. Versprichst Du mir das?"

„O, Himmel, siehst Du denn nicht, daß Du mir mit diesen Reden wehe thust? Sprechen wir von andern Dingen."

„Nicht, ich habe keine Zeit zu verlieren, und bin glücklich, meine Leiden zu beschließen, siehe, wie ich lächle, darum sollst Du mich nicht beweinen; es wäre nicht der Mühe wert; dann fügte sie, indem sie ihm ihre abgemagerte Hand entgegenstreckte, hinzu: „verzeihe mir, wenn ich von traurigen Dingen mit Dir sprach, und wenn das Geschick gewollt hat, daß Du zur Gattin ein Wesen hattest, welches mehr zu den Toten als zu den Lebenden gehört hat."

„Es ist vielmehr meine Pflicht, Dich um Verzeihung zu bitten, daß ich Dich in der letzten Zeit so vernachlässigt habe — aber"

„Still, sagte die Gräfin, indem sie ihm den Finger auf den Mund legte — ich will nichts hören, ich weiß, daß Du zu gut und zu geduldig mit mir gewesen bist."

Darauf ließ sie sich das Kind bringen und hielt es eine lange Zeit eng an sich gepreßt. Dann sagte sie:

„Du wirst nicht weinen, nicht wahr, wenn ich in jenes schöne Land gehe, um Dich zu erwarten."

„Du wirst noch lange nicht dorthin gehen, deshalb ist noch Zeit, später daran zu denken," antwortete die Kleine.

„Ja, aber wenn ich gehe, so versprichst Du mir, gut zu bleiben?"

„Ich will immer bei meiner Mutter bleiben und will immer gut sein."

Inzwischen wurde der Atem der Gräfin schwerer und bald vermochte sie nicht mehr zu sprechen. Sie wendete noch den Blick nach allen Seiten, lächelte ihrem Gemahl und Lina zu, fiel dann auf das Kopfkissen zurück und hörte nichts mehr.

Lina glaubte, sie sei eingeschlafen und rief sie beim Namen, dann ergriff sie ihre Hände und bemerkte, daß dieselben eiskalt waren.

„Mama ist fort — Mama ist fort," rief sie unter dem Ausbruch der heftigsten Thränen.

Der Graf war tief bewegt, die Dienerin schluchzte.

Alle weinten in diesem Zimmer, nur die Lippen der Toten waren zu einem Lächeln geschlossen; ihr ruhiges und aufrichtiges Antlitz schien sagen zu wollen:

„Trocknet Eure Thränen, man soll nicht weinen an dem Tage, da ein vom Sturm verschlagenes Schiff endlich in dem Hafen Einkehr hält."

Signora Gilda befand sich gerade auf der Hochzeitsreise, als sie die Nachricht von dem Ableben der Gräfin Giulia Silvani erhielt.

Ihr Gemahl saß ihr zur Seite auf einem Sofa, hauchte ihr Worte der Liebe zu. Es waren vergebliche Worte. Denn Gilda vernahm sie nicht, da sie, die Augen starr in das Leere heftend, nur den einen Gedanken hatte:

„Schade, hätte ich ein wenig länger Geduld gehabt, so wäre ich jetzt „Frau Gräfin"."



Harzer Kuhhirt.

Fürsten, Feldherren, Dichter, Komponisten, Gelehrte u. s. w. sind schon vielfach modelliert, seltener schon ist diese Ehrung verdienten Bürgern zu teil geworden. Wohl ganz ohne eigenes Verdienst ist der Harzer Kuhhirt auf unserm Bilde durch den strebsamen und hochbegabten Meister G. Wolters, wie aus dem Leben herausgeschnitten, sehnig und markig in jeder Linie zum Modell geworden. Nicht minder trefflich ist auch der an einem Band von ihm geleitete Hund ausgeführt.



Die Harfenfichte bei Bad Oppelsdorf. Außerordentlich anziehend sind die oft seltsamen Formen der Bäume, wie sie durch menschliches Zuthun (Knotenbäume, Knotenwege!), durch



Schwierige Frage.

Unteroffizier: „Meyer! Mit was, ohne was, darf ein Soldat nicht über den Kasernenhof gehen?“

(Meyer schweigt).

Unteroffizier: „Gefreiter Müller!“

(Gefreiter Müller schweigt).

Unteroffizier: „Zum Donnerwetter Kerle, ich hab's Euch ja vorhin erst vorgelesen!“ — Mit einer brennenden Pfeife ohne Deckel.“



Oekonomisch.

Frau: „Der bettelnde Alte ist wieder da, was soll ich ihm denn geben?“

Mann: „Ich werde dem Bettler, meine alten Schäftestiefeln schenken, sie sind ja total entzwei.“

Frau: „Aber Mann, aus den Schäften können wir unserm Fränzchen noch ein paar Lederhosen machen lassen.“

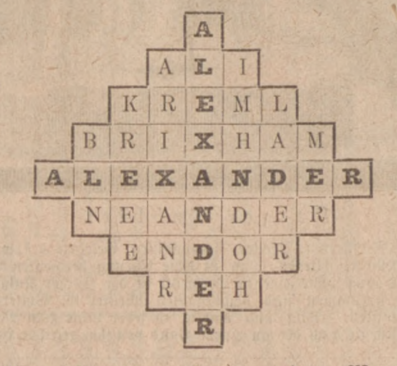
Insektenstiche, durch Stürme und andre Einflüsse der Natur entstanden sind. Durch solche Form sind bekannt der Harfenbaum bei Bad Oppelsdorf, der Leuchterbaum bei Stubbenkammer, die Sieben Brüder im Teplitzer Schloßgarten und andre. Der Harfenbaum bei sächsisch Oppelsdorf in der südlichen Lausitz, dicht bei Sommerau und etwas entfernter von Bad Oppelsdorf, vierhundert Schritte von der Grenze Böhmens, welchen unser Bild auf der ersten Seite dieser Nummer veranschaulicht, steht in dem Walde, der dem sächsischen Grafen von Einsiedel auf Creba, Reibersdorf und Sommerau zugehört. Der große und starke Baum ist eine Fichte, Pinus abies L., seit einiger Zeit dürr und am untern Stamm auch rindenlos. Er hat das Eigentümliche, daß aus dem nach rechts geneigten Stamm sieben Aeste in einer Richtung und wie in einer Fläche aufgewachsen sind, nur daß der letzte Ast rechts auffällig geschwungen ist, wie zuweilen der äußere gebogene Hals der Harfen. In weiter Umgegend, sogar im benachbarten Böhmen, ist diese „siebenwipfelige Tanne“ oder die „Harfenfichte“ noch heute trotz ihres Absterbens beliebt. Zahlreiche Gesellschaften und Vereine verbrachten frohe Stunden unter diesem „Flügelmann der hohen Waldecke“, den man leicht und auf gutem Fahrwege erreicht. Wer dort zum Walde allein hinansteigt, etwa in stiller Morgen- oder Abendstunde, der fühlt die Schauer der Ehrfurcht durch seine Seele ziehen. wenn er vor diesem sterbenden Kolosse der Baumwelt steht. Infolge eines beim Grafen eingereichten, fürbittenden Gedichts soll der Baum bis auf weiteres, so wie er ist, erhalten bleiben;

Ist er doch die Mahnung, die scharfe,
Zu halten, was sich bewährt;
Ist er doch die mächtige Harfe,
Die Ehrfurcht und Liebe lehrt. — H. Stichler.

Die Grenze der Kunst. Der französische Schauspieler Ollivier besaß in unglaublichem Grade die Kunst des Nachahmens; er eignete sich Stimme, Gesten, Gesichtsausdruck jeder Person, mit der er zusammentraf, bis zum Verwechseln an. Eines Tages, während er bei seinem Schneider war, dem er seit drei Jahren alle Rechnungen schuldig blieb, trat ein Kunde ein, der mehreres kaufte und bar bezahlte. Der Künstler seufzte schwer auf. „Was fehlt Ihnen?“ fragte der Schneider. Ollivier versetzte: „Ach, da steht ein Mann, dem ich nie in meinem Leben nachahmen kann.“

Im Theater. A.: Finden Sie die Temperatur infolge der elektrischen Beleuchtung wesentlich herabgesetzt? B.: Das kann ich eigentlich nicht sagen. Aber früher vergegenwärtigte ich mir bei der Gashitze stets die Möglichkeit eines Brandes; jetzt ist diese Gefahr ausgeschlossen, ich bin beruhigt und da läßt mich die Hitze kalt!

Auflösung der Kreuz-Aufgabe
aus voriger Nummer.



Einverstanden. Frau: „Höre Mann — hier oben ist es wirklich wundervoll, göttlich! Hier möchte ich immer bleiben!“ Mann: „Dagegen hätte ich gar nichts einzuwenden!“

Auflösungen aus voriger Nummer.

der zweisilbigen Scharade; **Braunschweig**; des Krebsworträtsels: Ecker (Buche, Eichel, Recke); der Aufgabe: **Wem Gott wohl will, dem will St. Peter nicht übel.**



Die Passionsblume. Die Passionsblume könnte vielleicht für die schönste Blume gelten, wenn sie nur, welches sich auch der Bemerkung leicht aufdringt, mehr Blume wäre, d. h. selbst nicht noch in der Blätterformation begriffen zu sein schiene. Ihren Namen konnte das vorausgestellte Kreuz auf dem dunklen Grund natürlich herbeiführen. Da dieser Grund aber nicht schwarz, sondern ein tiefes Blau, welches als Farbe des Himmels die Farbe der Ewigkeit ist, so erweckt dies, zusammengenommen mit der Cirkelgestalt, dem sternartigen Kreuz und den Strahlen, die Idee der Ewigkeit und deutet auf ein siegreiches Leiden, eine sich aus dem Leiden erhebende Freude und Glorie, ähnlich dem Sieg des christlichen Geistes, der aus der Nacht und dem Leid des irdischen Daseins sich siegreich erhebt und das an sich tragische Geschenk des zeitlichen Daseins durch eine höhere Sonne verklärt. Bei der Kirche ist diese Blume immer sehr beliebt gewesen und sie hat sie als ein sprechendes Sinnbild des christlichen Märtyrertums betrachtet, dessen Eigentümlichkeit es ja ist, daß es in Leid und Tod triumphiert und sich im irdischen Vergange mit den glänzenden Farben des himmlischen Lebens schmückt.

Umsonst gewaschen. Jubelnd kommen die Jungen eines mecklenburgischen Dorfes schon vor acht Uhr wieder aus der Schule zurück. „Is keine Schaule, de Kanter is verreist, is keine Schaule!“ rufen sie vielstimmig einem sich langsam fröstelnd zur Schule hintrottenden Burschen entgegen. Unwirsch dreht dieser sich um und spricht: „Da häw ick mick' mal wädder umsüß wuschen!“

Gedankensplitter. Einen Gatten nehmen die Mädchen, wo sie ihn finden, einen Liebhaber wählen sie.

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.